

**E**ine Frau fällt aus ihrem normalen Alltag und findet sich in einer alpträumhaften Situation wieder: Ohne recht zu wissen, wie ihr geschieht, wandert sie mitsamt ihrer Wohnung in einem Mietshaus allmählich von Stockwerk zu Stockwerk nach unten. Lebte sie gestern noch im ersten Stock, so ist sie heute schon im Parterre, und morgen wird sie schließlich im Keller sein. Alles geschieht auf äußerst mysteriöse Weise und ist völlig undurchschaubar. Am Ende sieht sich die bedauernswerte Person tatsächlich unter die Erde verbannt und hat Angst davor, noch tiefer in die Etage der Kanalröhren und Senkgruben verdrängt zu werden. Der Protagonistin ist dabei die Haltung eines gänzlich resignierenden Einverständnisses zu eigen – jeder Protest unterbleibt, weil er ohnehin vergeblich wäre. Am Ende der Geschichte heißt es dann nur lapidar: *Da hätte ich mich schon im dritten Stock beschweren müssen. Jetzt ist es zu spät.*

Lesebuchtexte wie diese kurze Erzählung mit dem Titel *WO ICH WOHNE* sind zur ungewollten Visitenkarte der 72jährigen Schriftstellerin Ilse Aichinger geworden. Es handelt sich um zwei, drei Stücke bloß, die immer wieder zitiert werden und die das Herz eines jeden wackeren Deutschlehrers höher schlagen lassen. Die Tendenz zur Parabel, die Verknappung und Kürze haben einen Teil von Ilse Aichingers Prosa zu einem klassischen Fall für gymnasiale Interpretationen gemacht: Diese Geschichten gehören zum Marschgepäck eines jeden Germanistikstu-

denten, sie eignen sich als zitierbare Preziosen, und als Aufhänger für ein gutes Dutzend Schularbeitsthemen sind sie auch noch gut.

Der restliche, weitaus größere Teil des Gesamtwerkes gilt als quer, hermetisch und schwer zugänglich – zu Unrecht sicherlich, doch Ilse Aichinger, die seit fast 50 Jahren die Möglichkeiten der deutschen Sprache auslotet und dabei zuweilen auch bereits hart an die Grenze zum Verstummen gestoßen ist, eignet sich nicht als Kassenschlager. Die Auflagen ihrer Bücher sind gering. Das stört die Verfasserin, der die Kritik einmal einen „poetischen Eigensinn“ gepaart mit einer „lakonischen Komik“ attestierte, jedoch kaum. Popularität sei ihr nicht wichtig. Aber auf die Endlagerstätte Schulbuch geschoben zu werden, das schmerzt doch: *Das sind ja gar nicht meine wichtigsten Sachen, die dort stehen*, meint sie. *In den Lesebüchern geht es mir viel zu gemütlich zu. Es herrscht dort so eine Tendenz zur Verharmlosung.*

Mit Harmlosigkeit will die seit einigen Jahren wieder in Wien lebende Autorin nichts zu tun haben. Etwas sehr Bestimmtes ist in ihren Sätzen, die, manchmal zögernd und kaum hörbar, dann wieder recht entschieden, aber von langen Pausen unterbrochen, kommen. Im Sprechen äußert sich, was auch im Schreiben Ilse Aichingers Thema ist: eine grundsätzliche Sprachskapsis, die sich aus einem sehr tiefliegenden Mißtrauen gegenüber Namen und Bezeichnungen speist. Schon in dem Roman *DIE GRÖSSERE HOFFNUNG*, mit dem sie 1948 ihr Debüt in der Literaturszene feierte und der

vom Feuilleton überschwenglich als *die einzige Antwort von Rang und Namen, die unsere Literatur der jüngsten Vergangenheit gegeben hat*, gefeiert wurde, klingt diese fundamentale Skepsis an. Der Roman selbst erzählt die Geschichte von jüdischen Kindern während der Nazizeit und von ihren Hoffnungen: von der Hoffnung auf Frieden, Versöhnung und Erneuerung. Mitten in der Kahlschlagliteratur des Nachkriegsdeutschlands, die einzig einen sprachlichen Neorealismus als der Zeitgeschichte adäquaten Stil gelten lassen wollte, war das Buch mit seiner metaphorischen Sprache eine absolut singuläre Erscheinung. In einer lyrischen, zuweilen unwirklich anmutenden Art erzählte da die Autorin vom Unheil auf der Welt. Immer wieder wurde in diesem Zusammenhang auch auf die Nähe zu Franz Kafka hingewiesen, und es ist bezeichnend, daß sich bei einer Lesung Anfang der fünfziger Jahre ein Kollege die interessante Fehlleistung erlaubte, von der Verfasserin als „Fräulein Kafka“ zu sprechen.

Ein Blick auf Ilse Aichingers Vita zeigt, daß es sich hier um ein autobiographisches Buch handelt, eines allerdings, bei dem die Dinge nicht genau bezeichnet werden: Wien heißt nicht Wien, die Nazis heißen nicht Nazis, und die Juden heißen nicht Juden – eine große Vorsicht bei der Verwendung von Namen hatte bei diesem Roman Regie geführt, mit dem die damals knapp 27jährige Wienerin schlagartig bekannt wurde. Fast über Nacht gehörte sie zur ersten Riege der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. 1952 erhielt sie schließlich den Preis der Gruppe 47 und lernte auf einer Tagung den Schriftsteller Günter Eich kennen, mit dem sie bis 1972 verheiratet war. Lang ist die Liste der Publikationen aus diesen Jahren. Vor allem Kurzprosa ist zu der Zeit entstanden, aber auch die Hörspiele Ilse Aichingers aus den fünfziger und sechziger Jahren, die gemeinsam mit den Arbeiten von Günter Eich das Genre re-

**Schreiben ist die beste Form des Schweigens. Unter dieses Motto ließe sich die Arbeit Ilse Aichingers stellen – wollte man es unter ein Motto stellen. Seit *DIE GRÖSSERE HOFFNUNG* (1948) gehört sie zu den Großen der deutschsprachigen Literatur.**

**Ein Portrait von Erwin Quirchmair.**

# POETISCHER EIGEN

volutionierten und zu Schulbeispielen dieser Gattung wurden, sollen hier erwähnt werden.

Doch der Schein von stetiger und ungebrochener Kreativität in diesen Jahren trügt, selbstkritisch stellt Ilse Aichinger heute fest: *Ich bin keine von den Schriftstellerinnen, die sich jeden Tag hinsetzen und schreiben. Für mich ist die Langsamkeit ein sehr wichtiges Prinzip. Ich habe zwischen meinen Büchern oft Pausen von einigen Jahren gehabt. Das ist nicht immer lustig, aber bei mir offensichtlich nötig. Meine Arbeit als Schriftstellerin ist nicht kontinuierlich. Ich kann nur dann schreiben, wenn ich einen Satz habe, der stimmt. Das ist absurd, denn bei meinem ersten Buch ist mir ganz am Anfang der erste Satz des letzten Kapitels eingefallen – das war alles. Ich wußte sonst nichts, ich wußte nur, daß dieser Satz stimmt.* Dieses Gefühl von Stimmigkeit in der Sprache ist eine der tragenden Säulen im Werk von Ilse Aichinger, doch es wird immer schwieriger für sie, überhaupt noch etwas zu schreiben, weil *alles schon so verbraucht ist, und sich vieles mit unseren Wörtern ja gar nicht mehr sagen läßt.*

Schreiben als beste Form des Schweigens – so bezeichnet die Autorin selbst ihre Arbeit, und was sich zuerst wie ein

Widerspruch ausnimmt, gewinnt in der Erläuterung Kontur: *Schweigen und Stummheit sind für mich nicht dasselbe. Es kann im Reden sehr viel mehr Stummheit sein als im Schweigen. Viele Gespräche auf der Welt wären im Grunde unnötig, wenn die Leute erkennen würden, daß sie in ihren Reden ja eigentlich nichts sagen. Manches, was uns so laut vorkommt, ist in Wirklichkeit nur stumm.* Sehr eindeutig klingt das – Ilse Aichinger läßt an der Wichtigkeit des Gesagten keinen Zweifel: *Von vielen großen Schriftstellern heißt es, daß sie sehr gern gesprochen haben, vor allem wenn sie in Gesellschaft waren, aber wenn sie geschrieben haben, dann sind sie eigentlich zum Schweigen gekommen. Schweigen heißt nicht stumm*

sein: der rote Faden durch Aichingers Gesamtwerk, das schon mit vielen Literaturpreisen gewürdigt wurde. Natürlich ist bei all diesen Auszeichnungen meine erste Reaktion Freude, erzählt die Autorin, gleichzeitig denke ich aber auch an die Leute, die keine Möglichkeit haben, ihre Schwierigkeiten in die Sprache zu bringen. Solche, die im Out sind. An solche denke ich da ... ♦

#### Literaturtip

1991 ist bei FISCHER eine achtbändige Werkausgabe von Ilse Aichinger, herausgegeben von Richard Reichensperger, erschienen.  
DM 80,-/öS 624,-

# SIMM

